

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 27.

Mittwoch, 2. Februar.

1916.

(8. Fortsetzung.)

Die Halliggräfin.

Roman von Albert Petersen.

[Nachdruck verboten.]

Karola von Adersfeld-Jalkenhain lag in Decken gehüllt auf dem Sofa im Wohnzimmer des Harringschen Hauses. Der Arzt hatte eine Fußverstauchung festgestellt. Nun lag sie mit jodbraunem Fußgelenk da und wartete auf den Tag, da sie wieder aufstehen und zum „Tanzenden Seehund“ hinübergehen könnte. Wartete? Nein, die Gräfin wartete eigentlich nicht darauf. Es tat ihr, die jahrelang nur unter fremden Menschen gewohnt hatte, so wohl, sich von der mütterlichen Frau Harring wie ein Kind pflegen und umhegen zu lassen.

Dann und wann sah auch der Koogsinspektor bei ihr, und wenn ihm die Kunst dessen, was man so „Mandern“ nennt, auch völlig abging, so konnte er doch klug und fesselnd sprechen, wenn es galt, ernstlich auf ein Thema einzugehen, und es möglichst zu erschöpfen. Und da die Gräfin sich wirklich für die Geschichte und Entwicklung, über den Landraub durch Sturmfluten und die Landgewinnung durch harte, trockige Menschenarbeit zu interessieren begann, so führten sie, der schlichte, kluge Mann, und sie, die vielgereiste „Dame von Welt“, angeregte, eifrige Gespräche.

Besonders nach der Hallig Viehstut fragte die Gräfin. Der Koogsinspektor lächelte.

„Auf Viehstut liegt der stolze Jugendtraum meines Sohnes Momme begraben“, sagte er, „er hatte so goldene hohe Pläne. Aber ich kann es mir leider nicht leisten, ihm die Mittel vorzutreiben.“

Da antwortete die Gräfin langsam, sinnend: „Ich würde es gern tun.“

Der Mann sah sie überrascht, mit höchstem Erstaunen an, dann schüttelte er den Kopf.

„Wenn ich auch überzeugt bin, daß Momme mit den nötigen Mitteln aus der Hallig einen wertvollen Besitz machen könnte — er nimmt kein fremdes Geld dazu.“

Fremd — das eine Wort nur hörte die Gräfin. Ja, das war es ja. Sie war diesen Leuten hier doch die Fremde. Und — und — mochte sie noch so sehr sich bemühen, das Vertrauen, die Freundschaft dieser kühlen Menschen zu gewinnen, es war nicht leicht; denn diese Menschen verglichen scheinbar die ganze Welt mit ihrem Meer, das an sonnenglitzernden Tagen so still, so köstlich friedlich, lodend daliegt und dann plötzlich die arglos Vertrauenden hinabreißt, über die schlummernden Deiche springt und an den Wohnungen der friedlichen Menschen rüttelt.

Die Gräfin hatte sich ein wenig aufgerichtet, und plötzlich rief sie: „Ich will die Hallig kaufen!“

Der Koogsinspektor hatte den Kopf gehoben und sah sie an, als fragte er sich: Fiebert sie?

Sie aber streckte dem Mann die Hand hin und fuhr bittend fort: „Herr Harring, können, wollen Sie Ihrem Sohne raten, mir als — nun, sagen wir — als Berater zu helfen, das Werk auszuführen?“

Er war aufgestanden, geradezu mißtrauisch sah er zu ihr hinab. Dann kam es abweisend, stöhnend von seinen Lippen: „Frau Gräfin, was — bedeutet das? — Mein Sohn und Sie — auf der Hallig? — Sollten Sie

glauben, daß wir — für solche Geschichten halten wir uns zu — wert!“

Sie stöhnte auf. Und im Tone der verzweifeltsten Ratlosigkeit sagte sie: „Geschichten? Was für Geschichten denn? So — so glauben Sie mir doch. Ist denn gar kein Vertrauen in Ihnen? Was tat ich denn, daß Sie so argwöhnisch gegen mich sind? Ich bin doch auch ein Mensch mit Sinnen, welche die eigenartige Schönheit dieses Landes empfindet, ein Mensch mit einem Herzen, das den inneren Wert ihres Volksstammes ahnt, ein Mensch mit Sehnsucht nach Schaffen, Wirken, nutzbringender Arbeit, nach Vertrauen und Liebe dieser stillen, wortkargen Bewohner, die lieber in Taten als in Worten zeigen, was an und in ihnen ist. Die wachsende Liebe zu Ihrer Küste trieb mich zu meinem Entschluß — nicht — Geschichten.“

Einen Augenblick stand er grübelnd da. Dann aber streckte er ihr die Hand hin, drückte ihre Rechte so fest, daß sie Schmerz empfand, und sagte: „Fürchten Sie nicht, Gräfin, ich fühle, daß ich Ihnen Unrecht tat. Besprechen Sie die Angelegenheit mit meinem Sohne.“

Momme kam vom Felde zurück, als sein Vater aus dem Haus trat und sagte: „Die Gräfin möchte wegen der Hallig mit dir sprechen. Ich glaube, du könntest ihre Vorschläge annehmen.“

Momme murmelte etwas Unverständliches vor sich hin und ging in seine Kammer, um sich von der Feldarbeit zu säubern. Dann begab er sich zu der Gräfin.

Sie schien ihn schon erwartet zu haben und sogleich begann sie ihm zu schildern, wie sich der Ankauf, die Sicherung und Erweiterung der Hallig gestalten sollte, und fragte ihn, ob er ihr nicht helfen wolle.

Im ersten Augenblick durchfuhr Momme nur der eine Gedanke: Dein Halligtraum soll sich erfüllen. Dann aber dachte er: Was kann sie selbst die Hallig kümmern? Das, was sie da will, ist nichts als ein — Geschenk. Und wie kommt sie dazu? Pah, Leute, welche im Gelde wühlen, werfen mitunter wohl damit herum. Laune! Weiberlaune. Ne, danke.

Und ruhig antwortete er: „Bedaure, aber ich stehe wegen einer Pachtstelle in Verbindung.“

Sie sah ihn groß an.

„Und das wollen Sie nicht rückgängig machen, wo es sich um die Hallig — Ihre Hallig handelt?“

„Ihre Hallig, Gräfin. Nein, ich mag nicht die Verhandlungen wegen der Pacht abbrechen.“

Abweisend, schroff hatte er es gesagt, und leise, weich und bitter zugleich, antwortete sie: „Ich weiß nicht, womit ich Sie verlegt habe. Sagen Sie doch, was tat ich Ihnen?“

Gegen diesen Ton war er nicht gewappnet. Ein tiefes Rot der Verlegenheit stieg heiß in sein Gesicht.

„Nichts, nichts, wirklich nichts“, stotterte er, „aber — aber so ohne weiteres schreiben: aus der Pacht wird nichts — nein, das widerstrebt mir.“

„Also ist es noch nicht bestimmt, daß Sie?“

„Ich warte täglich auf die Entscheidung.“
Da fragte sie, ihn fest ansehend: „Und wenn Sie die Pachtstelle nicht bekommen?“

Er senkte den Kopf und wußte keine Antwort.

„Was tat ich Ihnen?“ fragte sie wieder.

Für ihn wurde diese Unterredung quälend. Was hatte sie ihm getan? Er suchte doch eine Stelle. Warum wollte er nun gerade zu ihr nicht? Gerade nach Viefut nicht?

„Wenn aus der Sache nichts wird, Gräfin —“ entrang es sich mühsam seinen Lippen, „dann — dann bin ich bereit.“

Sie reichte ihm die Hand und sagte herzlich: „Ich hoffe, daß Ihr Pachtplan sich zerschlägt, damit Sie der Nordsee wieder ein Stück Land entreißen.“ —

Für die Gräfin folgte ein Tag spannender Ungewißheit. Der Plan, die Hallig zu erwerben, war ihr eigentlich ganz ohne Überlegung gekommen. Jetzt aber, da sie ihn einmal gefaßt hatte, dachte sie hartnäckig daran, malte sich aus, wie sie als Herrin auf dem einsamen Stück Land herrschen würde, umtauscht vom Meere, umheult vom Sturm. Wie stolz, wie trotzig stark würde solch Leben machen. Und neben ihr, mit ihr würde jener Mann sein, der — —. Doch sie wies den Gedanken zornig von sich.

Auch über Momme war eine quälende Unruhe gekommen. Am Vormittag und am Nachmittag war der Landbriefträger mit Postkassen gekommen, aber kein Brief für ihn war dabei.

Gegen Abend hielt er es nicht länger aus. Vielleicht lag auf dem Breddroer Postamt schon ein Brief für ihn, der erst morgen früh zur Bestellung gelangen würde.

Und mit raschem Entschluß sattelte er ein Pferd und ritt davon.

Vor Tycho Tychsens Landstelle hielt er an, und die blonde Petrea eilte durch den Garten und reichte ihm die Hand.

„Muß zum Postamt“, sagte er. Er mochte nicht davon sprechen, welche Vorschläge die Gräfin ihm gemacht hatte. Hossentlich wurde ja nichts daraus. Hossentlich konnte er die Stelle pachten, und dann — dann wollte er Petrea bitten, seine Frau zu werden.

„Die Gräfin ist noch bei uns auf dem Hofe“, sagte er, nur weil sich seine Gedanken gerade mit ihr beschäftigten und er etwas sprechen wollte.

„Ich hörte es“, antwortete Petrea ruhig, „man erzählt von ihr. Und sie muß ja besser sein als wir im ersten Augenblick annahmen. Sie soll so natürlich sein, als wäre sie nichts — Besonderes.“

„Besonderes?“ entgegnete er wegwertend, „mir ist nie in den Sinn gekommen, daß sie was — Besonderes wäre.“

„Na, na, Momme“, meinte Petrea lächelnd, „eine vornehme Dame ist sie, und dann — schön ist sie auch.“

„So?“ fragte er, „das ist mir nicht aufgefallen.“

„Ein schlechtes Zeichen für deinen Geschmack, Momme, deine spätere Frau ist zu bedauern.“

„Wieso?“ fragte er mit ehrlicher Verstandnislosigkeit, — „doch ich muß weiter. Nachher komme ich wieder vor.“

Sie reichten sich die Hände und Momme ritt davon. Je näher er dem Fleden kam, desto unruhiger und unsicherer wurde ihm ums Herz. Er sah Petrea vor sich, ihre schlaffe, ranke Gestalt, ihr stolzes, treues Gesicht. Wenn ich nun die Pachtstelle bekommen kann! Er sah sich und die Geliebte schon am Hochzeitstage zur Trauung nach der Breddroer Kirche fahren. Wenn — wenn! Dann aber dachte er: Wenn aus der Pacht nun nichts wird? Mit der Fremden nach Viefut?

Er richtete sich im Sattel auf.

„Vorwärts!“

Das Pferd fuhr aus dem trägen Trab auf, und im Galopp ritt Momme in Breddro ein. Er ließ das dampfende Tier in der „Anfahrwirtschaft“ stehen und begab sich zum Postamt. Kurz Zeit darauf stand der junge Marksbauer am Pult im Schalterraum und durchflog das ersehnte Schreiben.

Sein Gesicht war ernst, fast finster geworden. Einmal schüttelte er den Kopf und faltete den Brief zusammen. Eine noch höhere Pachtsumme verlangte der Besitzer. Und Momme hatte ihn doch ausführlich vorgerechnet, daß er nicht mehr könnte, wenn er die Bedingung, aus Weideland keine Kornfelder zu machen, einhalten müßte.

Also zerschlug sich der Plan doch. Warten müssen wir mit der Hochzeit, Petrea. Mit der Fremden geht's nach der Hallig. Weiß Gott, was für ein Leben das wird.

Still und bedrückt bezog er sich in die Wirtschaft, in welcher sein Pferd stand. Nachdenklich saß er bei einem Glas Grog. In der Wirtschaft befand sich sonst kein Gast. Der Wirt war abwesend, und seine Frau studierte emsig den „Nordfrieslandsboten“ und überließ den Gast seinen Gedanken.

Draußen an der Wand hing jene Karte, welche sich auch in des Noogsinspektors Zimmer befand: Nordfrieslands Gorden vor der großen Flut 1634.

Da lagen sie noch alle hinter festen Deichen — die jetzt schon mehr als dreieinhalb Jahrhunderte toten Städte, Rungholt, Akenhol, Elver und Nigendam und viele andere. Da lagen sie, Vylt und Occogrov, und dazwischen, ein wenig westlicher — Viefut, die jetzige Hallig. Und plötzlich erwachte in Momme wieder der stolze Traum früherer Jahre. Der Nordsee einen Felsen ihrer gewaltigen Landbente wieder zu entreißen!

Doch als er dann durch die stille Abenddämmerung dahinritt, wurde er wieder trüb und grüblerisch. Was würde Petrea sagen? Sie hatten sich ja doch schon verstanden. Und er wußte, daß auch Petrea von jener Pachtung ihr Lebensglück erhofft. Und nun — war das aus, verschoben auf unabsehbare Zeit.

Schweren Herzens sah er den Gesehof Tycho Tychsens vor sich liegen, sah, daß eine Mädchengestalt am Gartenzaun stand und nach Breddro hinüberspähte — Petrea. Sie mußte ihn schon bemerkt haben. Er aber ließ das Pferd langsamer gehen; die Geliebte würde ja früh genug die enttäuschende Botschaft erfahren. Und schließlich stieg er sogar aus dem Sattel und führte das Pferd am Bügel.

„Bist du zu schwer für den Braunen?“ rief Petrea ihm frisch entgegen. Dann aber bemerkte sie, daß ein schmerzliches Lächeln über sein Gesicht huschte, und ängstlich fragte sie, auf den Sandweg tretend: „Was ist geschehen, Momme?“

Da kam es gequält von seinen Lippen: „Ich kann die Pachtstelle nicht bekommen, Petrea.“

Sie sahen sich lange schweigend an. Beide wußten voneinander, was sie in diesem Augenblick dachten.

Endlich sagte sie: „Und was wirst du jetzt tun?“

Er zögerte, suchte nach Worten. Dann erzählte er stoßend, was er der Gräfin versprochen.

Petrea unterdrückte das quälende Gefühl, welches plötzlich in ihr aufsteigen wollte, und tapfer erwiderte sie: „Aber, Momme, das war doch dein Lieblingswunsch — Land zu gewinnen. Eine dankbare Aufgabe wird es für dich werden.“

„Petrea —“ stieß er aufstöhnend hervor — „Petrea — und wir beide?“

„Wir beide —“ wiederholte sie leise. Dann aber reichte sie ihre Hände hin und rief: „Was du tun wirst, wird für unsere Kiste von Nutzen sein, Momme. Wir dürfen nicht zuerst an uns denken.“

Das klang so schlicht und in aller Einfachheit so tapfer, so groß, und plötzlich hatte Momme das geliebte Mädchen an sich gerissen und küßte zum erstenmal die frischen Lippen.

Schließlich machte sie sich frei und warf einen schenen Blick nach dem Hause zurück.

(Fortsetzung folgt.)



Wenn der Mensch dem Tode sich nähert, gestaltet sein Leben sich neu.
Karl Feder.

Eine Reise ins überschwemmte Havelland.

Uns wird geschrieben: Die alte Theorie vom Geseh der Serie ist wieder einmal Wahrheit geworden. Kaum hatte der Draht von der Sturmflut an der Küste Hollands berührt, die die Wellen über die Dämme warf, das Wasser in den Kanälen und Grachten steigen ließ und das ganze holländische Reichland überschwemmte, als auch die friedliche Havel, die liebliche und geruchsame Wasserstraße des Brandenburgerischen Seengebietes kriegerische Anwendungen bekam und in des Wortes augenfälligster Bedeutung die Grenzen des Herzogtums und Angestammten überstieg. Der Regen der letzten Wochen, der dem Frühling übereilig zuvorkam, fand in dem flotten Wind, der über das Havelland streicht, einen gleichgesinnten, übermütigen Bundesgenossen. Anfangs suchte die alte Havel, ihrem guten Rufe getreu, standzuhalten und den drängenden Verlodungen Widerstand zu leisten. Aber der Regen plätscherte immer muthwilliger, der Wind blies immer leichtfertiger — bis die gute, alte Havel, gedrängt und getrieben, ihre ehrsame Tradition im Stich ließ und die kleine Naturerbellion von Richelsberge bis Potsdam und darüber hinaus mitmachte. Es begann mit einem leicht geträufelten Bogenang und einmal so weit, ging es immer schneller auf dem jungen Weg der Revolution. Die schmalen Landzungen wurden überschwemmt, Verbindungswege, Brüdchen und Stöge verschwanden unter den treibenden Wasserpiegeln, die Wurzeln und unteren Stämme am Ufer gelegener Baumgruppen stiegen in ein unfreiwilliges Bad, und die Sträucher blieben nur noch mit den schaukelnden, wippenden Spitzen ihrer winterkahlen, braunen Äste über die Wasseroberfläche, die sich ringsum auszudehnen suchte.

Und da Holland weit, die Reiseverbindungen schlecht und das Überdauern der Grenzen und Umherstreifen im Ausland gegenwärtig nicht gerade zu den wünschenswertheften Bequemlichkeiten gehören, beschließt der sensationslüsterne Forschungsreisende, sich mit einem Gummimantel zu bewaffnen, ein Billett auf der Vorortbahn zu lösen, und die soviel besprochenen Hochwasser im märkischen Waldgebiet höchst persönlich einer näheren Besichtigung zu unterziehen.

Die Mark ist ja nicht Holland und die Havel nicht die Nordsee — aber der moderne Europäer hat (sofern er nicht Soldat und damit Gewohnheitsreisender geworden ist) sich zu beschneiden und seine internationale Expansionslust zu begnügen gelernt. So wartet er denn auf dem Bahnhofs Charlottenburg mit der gekassierten Miene eines blasierten Globetrotters und der im Kriegsverkehr notwendigen und zu einer neuen Tugend gewordenen Geduld auf den Zug nach Potsdam, der ihn den steigenden Wassern zuführen soll. Schließlich rattert und schnauht der Zug auch wahrhaftig heran, und bald sieht man im geleizten Abseil, der Abenteuer und Wilder gewärtig, die da kommen sollen.

An den alten Fichten und Föhren des Grunewalds geht es vorbei, zwischen Baumwänden, hinter denen man das auf-rührerische Gewässer zwar nicht sehen, aber, mit geographischen Kenntnissen wohl ausgestattet, mit Bestimmtheit vermuthen kann. In Babelsberg endlich verläßt man den Zug, um die Wanderung ins unbekannte Neuland (sofern bei diesem Unternehmen das Wort „Land“ angebracht ist) zu wagen. Und wirklich — es ist keine Legende: der Babelsberger Park ist zum Teil unter Wasser gesetzt. Ungezwungen plätschert es auf den einst so idyllischen Wegen, die jetzt selbst dem hartnäckigsten und unentwegtesten Liebespärchen veriperrt sind. Hier und da tauchen kleine, wellenbesetzte Inselchen empor, die Bäume scheinen zu schwimmen, die Nebel des frühen Winternachmittags sinken leicht aus der kühlen Luft heraus, und bald ist's, als schwebte die entblätterte Vegetation zwischen silbergrauen Schleiern. Unten Wasser, oben Nebel-luft und dazwischen reden die alten Bäume, die an so etwas nicht gewöhnt sind, ihre braun-grauen Körper beleidigt, trumm und gepenselt, wie ernsthaft-drohende Arme empor. Lange steht man vor diesem ersten Bild, befangen von dem eigenartig starken Reiz, der der altbekannten Landschaft ein neues und sentimental-träumerisches Gepräge gibt. Dann begibt man sich zur Station zurück, um von dem nächstfolgenden Zug seine Offensive ins Wassereich ein Stück weiter vor-tragen zu können.

In Nowawes befindet man sich im Mittelpunkt der Wasserstrategie. Hier sind zahlreiche Vorgärten gründlich

durchnägt, der Ausblick auf Wasserarme und geheimnisvoll ausgedehnte Teiche zaubert ein fremdes, abenteuerlich an-mutendes Bild hervor. In einigen einsamer liegenden Häuschen glaubt man in der ungewissen Belouchung des zunehmenden Abends fagenhafte Hausboote zu erblicken, deren Dachlinien sich in verwunschenen Wassern spiegeln. Ein langer Baum, der die Rückseite der Gärten von Nowawes gegen Fel-der, Wiesen und Mainie abgrenzt, ragt 3 windbewegtem Wasser. Die besagten Felder, Wiesen und Mainie sind nicht zu erblicken, ein See bedeckt den Grund, und das nasse Ele-ment dringt mit leiser Plätschernd durch die Baumöffnun-gen in die kleinen Gärten ein, um erst vor dem sanft an-schlagenden Fessland murrend einzufallen. Dahinter ragt ein Kirchturm, die Glocken erklingen weithin über das Wasser.

Weiter geht's — auf Potsdam zu. Vorbei an einem Fabrikgebäude, dessen gläserntergeruchte Wände unsichtbar im Wasser fuhren — ein Märchenschloß der Arbeit, uner-schütterlich, schwarz, stark und unbeweglich am Ufer einer märchenhaften Flut, die neugierig bis vor das große Ein-gangstor riefelt. In Potsdam beugt man sich über die Brücke, um die Dampferanlegestelle schüchtern aus dem Kanal austauschen zu sehen, mit jenem an Wasser gewöhnten, ein wenig schlüpfrigen Gleichmut grünemoofter Pfohlen und schlüpfriger Bretter, der eine Eigentümlichkeit aller Dampfer-anlegestellen ist. Mit einigen leichten, neugierigen Blicken verfolgt man die „verwässerte“ Szenerie von Potsdam nach Kaputh. Dann nimmt man Abschied von dieser Miniatur-überschwemmung und fährt im von roten und grünen Lan-lichtern gestirnten Dunkel heimwärts — nach Berlin, das weniger feucht, dafür aber auch weniger romantisch ist....



Aus der Kriegszeit.

Der „große Tag“ von Mitau. Dem Briefe eines alten Mitamers entnehmen wir die folgende Schilderung, die das sinnlose Wüten des russischen Böbels bis zur endgültigen Be-freiung der bedrängten Einwohner beim Einmarsch unserer Truppen in besonders eindringlicher Weise vor uns erstehen läßt: „Ja, es waren schwere Tage und Stunden, die der Ein-nahme Mitaus vorangingen. Man hörte den Kanonen-donner näher und näher und dies und jenes Gerücht und er-fuhr doch nichts Bestimmtes. Dabei lobte Soldateska und Beamtenschaft immer toller. Man wagte sich kaum auf die Straße, weil man fürchte, noch in letzter Stunde verschickt zu werden. Meine Söhne hielt ich, nach Möglichkeit im Hause, weil täglich Razzias gemacht wurden, um Leute zum Groben der Tranchen einzufangen. Männer mit grauen Haaren wurden abgeführt, meine Jungen entgingen noch glücklich den Händlern. Dann kam die letzte böse Nacht auf den 14. August. Spät abends jagten russische Reiter durch unsere Straßen. Sie hatten bei einem Oberlehrer in Quartier gelegen, hielten bei ihm an und riefen ihm zu: „Was, Sie noch hier, wir bitten Sie, verlassen Sie sofort Ihr Haus, es wird in der Nacht Kuchthaus passieren, und wir wollen Sie retten.“ Dann erfolgten die Sprengungen, die ganze Nacht hindurch ein unbeschreibliches Amaden und Donnern. Ich ging in meinem Garten auf und nieder, die anderen hatten sich schließlich doch hingelegt, in Kleidern natürlich. Um 4 Uhr kam die Nachricht, in der Stadt ist Pogrom! Da sank mir der Mut, sie bringen uns doch um, ehe die Deutschen da sind! Kosaken und lettischer Böbel hatten die Wein Keller aufgebrochen, sich betrunken und plünderten dann die Läden in der katholischen Straße, schlugen die Fensterscheiben ein und sprengten sinnlos mitten in der Stadt umher und in die Häuser. Außerdem brannten die Holzleger, die Fabrikanten, der lettische Konsumverein und andere Häuser. So ging es fort bis Mittag. Man konnte nicht unterscheiden: war der Donner nur von den Sprengungen oder beschossen sich auch die Gegner hinüber und herüber. Eins habe ich vergessen: der Abzug der Kasaten am Sonnabend, das war doch herz-erquickend, wie sie davongingen, Zivil und Militär, selber in der Meinung, daß es ein Abschied auf Nimmerwiedersehen gäbe. In der Nacht hatten der Gouverneur, Polizeimeister und Kreischef (eine Art Landrat) noch eine wilde Orgie im Schloßgarten bei geraubtem Champagner abgehalten. Der Gouverneur tanzte dabei Kosakischod! (russischer Tanz, bei

Kriegslagen sehr üblich). Was will man mehr? Bis zur letzten Minute haben sie sich nicht veräußert. Man genöthigt sich an alles. Trotz des ununterbrochenen Donners und Brachens setzten wir uns auf der Veranda am Sonntag zum Essen. Ja, wir waren kaum zu Ende, ein Summen wie von Bienen. Ich horche hin, Schrapnells sausen über unser Dach. Nun war es Zeit. Fort zum Keller des benachbarten starken Steinhauseß. Meine Familie und die Mägde eilten davon. Ich schloß die Türen ab. Als ich auf die Straße kam, kausen die Schrapnells ununterbrochen. Ich kam glücklich an und fand eine bunte Gesellschaft dort versammelt. Vom zweiten Stock aus konnte man eine deutsche Batterie deutlich sehen, sie stand auf dem Eisenbahndamm. Aber auch von der Döhlenschen Seite feuerten die Deutschen. Die russischen Kanonen stunden jenseits der Al. Zwei Stunden dauerte die Beschießung, und manches Haus kriegte Löcher. Auch durch unsere Burken am Garten gingen Geschosse, wir fanden später die Eisenstücke. Dann ein Moment der Ruhe, wir wagten uns etwas hinaus, da hörten wir Getrappel. Die Russen sausen im Sturm aus den Tranchéen hinter der Stadt bei uns vorbei durch die große Straße zur Brücke. Und dann zwei Radfahrer, die Büsche auf dem Rücken und den Helm auf dem Kopf . . . ein allgemeiner Schrei: Sie kommen, sie kommen! Und alles rannte zur Brücke. Und sie kamen, das Gewehr im Anschlag, aber lachend und grüßend, die 28er, Rheinländer. An der Brücke stand ich in einer Schar von Damen. Wir winkten, und alles grüßte freundlichst wieder. Dann! Limonade, Wein, Pappros, Rosen! Mit meiner Zungen ging ich dann zum Markt, dort flutete alles von Truppen, die mittlerweile auch von Schatolen und Zigarren durch die Grünhöfische Straße einzogen. An der Grünhöfischen Straße wollten die Russen ein Haus, in dem eine baltische Familie wohnte, in die Luft sprengen. Verzweifelt hatten schon die Bewohner die allernötigsten Sachen gepackt, um das Haus zu verlassen, da kamen im rechten Augenblick die deutschen Befreier. Ein kleiner Knabe lief aus Klavier und spielte: „Eine feste Burg ist unser Gott“, worin die ganze Kompanie dräuen kräftvoll einstimmte. Unbeschwerde und alle Waffengattungen, namentlich auch gewaltige Geschütze, zogen heran, ein überwältigender Anblick! Die Rheinländer aber waren die ersten gewesen und in der Großen Straße von der Brücke her noch aus Maschinengewehren beschossen worden. Ohne Unterbrechung zogen die deutschen Truppen an uns vorbei und riefen uns Prosit zu. Offiziere hielten zu Pferde, und wir reichten die Gläser hinaus. Abends noch war Kanonade, die Russen drängen jenseits der Al. heran, und die Deutschen schossen aus schwersten Geschützen vom Markt über das Rathaus hinweg. Der Luftdruck bedeckte zum Teil das Rathausdach ab . . . So verlief unser großer Tag . . .“

Kriegstechnische Überraschungen in früherer Zeit. Die „technischen Überraschungen“, mit denen Deutschland in diesem Weltkriege seinen Gegnern aufwarten konnte, geben zu merkwürdigen Parallelen Anlaß. Man braucht nur an die Elefanten des Pyrrhus bei Herakles zu denken, die — mutatis mutandis — nach Einbruch und Wirkung unsern 42-Zentimeter-Mörsern zu vergleichen sind; und wenn zur See in unseren Tagen die U-Boote es waren, deren Erfolge die gespannteste Aufmerksamkeit auf sich zogen, so hat man dieser neuen Waffe unbedingt die geniale Erfindung des Drais an die Seite zu stellen, der durch Unterbrücken die Seeschlacht in einen Landkampf verwandelte und es dadurch, wie wir heute, dem Feinde unmöglich machte, die erdrückende Übermacht seiner Flotte entscheidend zu benutzen. Aber auch etwas Ähnliches wie die Verwendung betäubender Gase ist schon einmal dagewesen. Die Sache trug sich im Nordischen Kriege zu und zwar in einer Gegend, die auch jetzt wieder unser ganzes Interesse in Anspruch nimmt. Der schwedische König Karl XII. hatte im Jahre 1700 seinem von Dänemark keddrosen Schwager, dem Herzog von Holstein-Gottorf, erfolgreich Hilfe geleistet und mit den Dänen den Frieden von Travendahl geschlossen. Dadurch hatte er freie Hand bekommen, um den Russen, deren Zar Peter gerade in das damals schwedische Ingermanland eingefallen war, an Ort und Stelle entgegenzutreten. Der denkwürdige Zusammenstoß erfolgte bei Narva am 20. November 1700, wo Karl mit nur 8000 Mann die fünfmal überlegenen russischen Belagerungstruppen zu Paaren trieb. Der Sieger vergaß nach dieser glänzenden Waffentat keineswegs, daß ihm noch eine weitere

schwere Aufgabe bevorstand. Schon vor Monaten war König August von Polen, Sachsens Kurfürst, in Livland eingefallen, hatte zeitweilig Riga belagert und schließlich eine feste Stellung an der Düna bezogen. Von hier aus wollte Karl XII. seine Feinde vertreiben, um Kurland in seine Hand zu bringen. Es galt, die Düna zu überschreiten. Die Sachsen und Polen waren offenbar nicht stark genug, um auf der ganzen von ihnen besetzten Linie jeden Übergangsversuch von vornherein zu vereiteln. So suchten sie diejenige Stelle zu erspähen, wo der Übergang vor sich gehen sollte, um dann hier ihre Truppen zu konzentrieren. Karl kaudzte sie, indem er an einer Flossbrücke arbeiten ließ, obwohl er an einer ganz anderen Stelle und auf Booten übersehen wollte. Er verfügte zu diesem Zweck über Schiffe einer neuen Erfindung, deren Vorderseite höher als sonst war und zur Beschleunigung der Landung heruntergelassen werden konnte, während sie bei der Abfahrt gegen das feindliche Feuer Schutz gewährte. Damit nicht genug, hatte der König auch den Wind in seine Dienste genommen, der von Norden kam und den feindlichen Stellungen zuwehte. Diesen Umstand benützend, hatten die Schweden große Stapel feuchten Stroh entzündet, dessen dichter Rauch bald über dem Fluß und dem jenseitigen Ufer lagerte. Ihn zu verstärken, fuhren neben den eigentlichen Transportschiffen zahlreiche Kähne mit brennenden Strohbindeln her, so daß die Sachsen und Polen die Lage rechtzeitig zu überschauen außerstande waren und von den überraschend gelandeten Schweden leicht geworfen wurden. Voltaire erzählt diese Kriegsgeschichte in seiner Geschichte Karls XII. (13.)

Der Gründer der Stadt Lille. Ein Mitarbeiter schreibt uns aus Lille: Die letzten Gewalttaten der Engländer gegen die von uns schon seit über Jahresfrist besetzt gehaltenen Stadt Lille haben gerade nicht dazu beigetragen, die Liller freundlicher gegen ihre englischen Bundesgenossen zu stimmen, die vangerichtet der Zwecklosigkeit dieses Verfahrens, das höchstens nur den Franzosen selbst Schaden bringen kann, die Stadt bereits mehrfach mit Bomben besetzten. Bei der Gelegenheit ist es nicht ohne Interesse, auf die in Lille allgemein verbreitete und auch in den Schulen gelehrt Sage von der Gründung der Stadt hinzuweisen, eine sehr romantische Sage, die den engen Zusammenhang zwischen der Stadt Lille und den englischen Freunden bis in die graue Vorzeit der Stadt zurückverfolgt. Danach ist der Gründer der Stadt der Sohn eines Fürsten von Dijon gewesen, der gegen das Jahr 620 Burgund verließ, um sich nach England zu begeben, aber auf der Reise in der Nähe des heutigen Lille von einem Raubritter erschlagen wurde. Die Frau des Erschlagenen, die sich eine Zeitlang versteinen konnte, gebar einen Sohn, den sie auf jeden Fall vor den Verfolgern retten wollte, weil die Jungfrau Maria ihr im Traume verkündet hatte, das Kind werde später den Vater rächen und das Land von dem teufelgierigen Tyrannen befreien. Der Knabe, unter einer Heide verborgen, wurde von einem Einsiedler gefunden und erzogen. Die Sage erwähnt dabei, daß eine Hirschkuh dem Knaben die stärkende Milch lieferte. Der Einsiedler vergaß aber nicht, den Knaben immer wieder auf seine Pflicht, den Vater zu rächen, hinzuweisen. In England, am Hofe des Königs, zum Manne herangewachsen, begab er sich nach Frankreich zurück, erhob beim Könige Lothar II. Klage gegen den Raubritter und erhielt die Erlaubnis zu einem Zweikampf mit ihm. Die Entscheidung schwankte lange, denn der Ritter galt als einer der stärksten Krieger des Königsreiches. Schließlich befiel der Richter — er war vom Einsiedler auf den Namen Hyderio gekauft — die Oberhand. Der König schenkte ihm als Belohnung für die mutige Tat den großen Besitz des Ritters und übertrag ihm die Verwaltung ganz Flanderns. Hyderio — so schließt die Sage — regierte gerecht und weise, und viele Leute suchten unter den Mauern seiner Burg Schutz. Allmählich entstand hier so eine Stadt, Lille genannt, abgeleitet vom lateinischen Worte Infular, später zu Ffler zusammengezogen. Der Gründer der Stadt aber wurde zum Stammvater der Grafen von Flandern. Das ist in kurzen Umrissen die bekannteste Sage von der Gründung Lilles, die sich wohl zuerst in einem 1571 zu Antwerpen gedruckten Geschichtswerk von Peter von Ordegheest „Chroniken und Annalen von Flandern von 620—1476“ vorfindet. (14.)